Ein Unglückstag.

Von Marie Stahl.

„Es giebt Unglückstage, keine Philosophie und keine moderne Wissenschaft kann die Thatsache aus der Welt schaffen."

Onkel Meusewitz machte ein melancholisches Gesicht bei dieser Behauptung.

„Aber Onkelchen, das ist ja Aberglaube!" rief seine Lieblingsnichte, die reizende, kleine Frau Kara von Solden, während sie sich fröstelnd tiefer in ihre zobelgefütterte Kabazaika schmiegte und mit spitzen Fingerchen einen Kienapfel so wohlgezielt mitten in die Kamingluth warf, daß die Funken stoben und die Flammen hell aufprasselten.

Frau Kara glaubte überhaupt nicht an Unglück, das Wort allein machte sie frösteln und draußen rauschte ein kalter Regen gegen die Scheiben.

„Schnick, Schnack, Aberglaube! Solch ein Kiek in die Welt wie Du, meine Tochter, kann in Dingen, die über den Horizont des Modejournals und der Kinderstube gehen, überhaupt noch nicht mitreden", erwiderte Onkel Meusewitz ärgerlich.

Er war in Bezug auf Unfehlbarkeit seiner Glaubenssatzungen, die alle auf persönlicher Erfahrung beruhten, empfindlich wie ein Papst.

Die kleine Frau lächelte verstohlen. Sie hatte den Onkel zu gern, wenn er ärgerlich wurde. Dann erzählte er immer am amüsantesten.

Und das war so ein Abend, wo man sich gern am lodernden Kaminfeuer zusammenkauert, um sich alte Geschichten erzählen zu lassen. Es plaudert sich so gut, wenn man nichts hört, als ab und zu ein fernes Wagenrollen in den Straßen, den Wind, der an den Wetterroleaux rasselt, und das Prasseln der Kienäpfel in der Gluth.

„Freilich giebt's Unglückstage!" seufzte Baroneß Molli und fächelte leise mit einem Palmblattfächer gegen den Feuerbrand. „Erst neulich hatte ich einen. Am frühen Morgen zankte Mama mit mir, weil das Radfahren in Sonne und Wind mir den Teint verdorben hat. Das bestellte Kostüm, das mir die Schneiderin später brachte, war gänzlich verpfuscht, wir bekamen tödtlich langweiligen Besuch und auf der Soire bei Rankwitzens war Herr von Sperber mein Tischnachbar, den ich nicht ausstehen kann, weil er durch die Nase spricht, uralte Kalenderwitze aufwärmt und sich einbildet, Else Kronach sei aus unglücklicher Liebe zu ihm gestorben. Dabei hatte sie Kehlkopfschwindsucht."

„Wenn Dir im Leben keine schlimmeren Unglückstage begegnen, liebe Molli, dann werden Dich Kinder und Kindeskinder noch im Tode glücklich preisen", sagte Onkel Meusewitz fast feierlich.

„Aber Onkelchen, für meine Seelenstärke ist das ganz genug", behauptete Molli und lehnte sich mit träger Grazie in den Sessel zurück.

Sie sah so reizend aus, daß ihr Verehrer, der lange Rittmeister von den Kürassieren, Herr von Zuckerwart, der rittlings auf einem Bambusstühlchen neben ihr saß, sie mit den Augen fast verschlang.

„Für den, der hoffnungslos liebt, hat das Jahr 365 Unglückstage", flüsterte er ihr zu, worauf er einen Klaps mit dem Palmenblatt bekam.

„Kommen Sie, edler Held, ich muß Ihnen etwas zu thun geben, Müßiggang ist aller Laster Anfang. Spielen Sie eine Partie Halma mit mir, das ist viel nützlicher als mit dem Stuhle kippeln."

Mit diesen Worten ging Molli durch die offene Portiere in das anstoßende Speisezimmer, wo bereits ein paar alte Herren am Whisttisch saßen und der lange Rittmeister folgte ihr hochbeglückt.

„Was ist Dir denn heute passirt, Onkelchen?" fragte Frau Kara schmeichelnd und rückte vertraulich näher.

„Es war ein Unglückstag erster Ordnung, Kind", seufzte der alte Herr und strich sich den grauen Schnauzbart, „ich bin meiner alten Liebe begegnet."

„Ach, erzähle doch!"

„Gleich beim Erwachen heute Morgen war mir so flau zu Muth, als ob ich ein altes Weib wäre. Ich weiß nicht, war's die Gänseleberpastete vom gestrigen Kasino-Abend oder weil ich vom alten Dirschau geträumt hatte — Du weißt, meinem früheren Kommandeur — das bedeutet immer nichts Gutes für mich. Als ich die Zeitung in die Hand nehme, fällt mein Blick gleich auf einen bekannten Namen unter den Todesanzeigen.

Wenn so ein guter Freund nach dem andern hingeht, mit dem man frohe Tage gesehen hat, das ist, als ob Freund Hein im Vorübergehen leise anklopft an die eigene Thür.

Na, ich werde denn auch sentimental und denke, ich kann nichts Besseres thun, als hinausfahren und Freund Eberty die letzte Ehre erweisen.

Ich habe mich eben in einem Wagen-Abtheil eines Vorort-Zuges zurechtgesetzt, da kommt im letzten Augenblick noch ein Ehepaar herein.

Alle Mitreisenden theile ich in zwei Klassen. Diejenigen, die einen nicht stören und solche, die einem keine Ruhe lassen, man muß sie fortwährend sehen, hören und beobachten.

Die alte Dame gehörte zu der unangenehmsten Art der letzten Klasse. Sie schien das ganze Coupee auszufüllen mit der starren, raschelnden Seide ihrer Gewänder, mit ihrer leise kreischenden Stimme und ihren großen Ansprüchen.

Sie zankte unablässig mit dem Gatten. Warum er gerade diesen Zug gewählt? Warum gerade diesen Wagen, der erste, in dem sie einsteigen gewollt, sei doch leer gewesen? Wozu er das Fenster schließe, das sei ja zum Ersticken! Warum er sie veranlaßt habe mitzufahren, sie wäre doch viel lieber zu Hause geblieben! Wozu der Zug schon wieder halte? Warum er nicht schnell beide Fenster schlösse, es zöge ja gräßlich, aber er denke natürlich nicht daran, daß sie sich zu Tode erkälten könne. Warum der Eisenbahn-Minister nicht für höflichere Schaffner sorge? Ein Schaffner habe sie vorhin angeschnauzt, sie verlange eine Beschwerde. Aber er sei natürlich zu träge und energielos dazu, alle deutschen Männer würden stumpfsinnig vom Biertrinken und gleichgültig gegen die Frauen.

Es war schrecklich, wie viele Schelte der arme Mann während der Fahrt bekam, daß der Zug so oft hielt, daß es anfing zu regnen und daß die Leute auf den Stationen auch bei uns aus und einstiegen und nasse Schirme und feuchte Kleider mitbrachten.

Und es war etwas in dieser übellaunigen, quarrenden Stimme, in dem grauen, schwammigen Gesicht der Dame mit dem hängenden Unterkiefer, was mich nicht losließ. Wie hypnotisirt mußte ich sie heimlich unausgesetzt beobachten und an ihr herumstudiren, als gäbe es etwas zu ergründen, auf dessen Spur ich nicht kommen konnte und daß mich doch wie eine Beängstigung quälte.

Mit stoischer Ruhe ließ der Gatte mit dem verknöcherten Bureaukratengesicht, der das Bändchen eines hohen Ordens im Knopfloch hatte, Alles über sich ergehen. Man sah es ihm deutlich an, sein Interesse am Leben lag ganz wo anders, als bei seiner mißvergnügten Frau und angesichts der frostigen, unerschütterlichen Gemüthsruhe, die seiner wohlgepflegten Persönlichkeit Aehnlichkeit mit einer luftdichten Konservenbüchse gab, konnte man ihre Verstimmung fast begreifen.

Die Frau hat sich Gallensteine angeärgert, dachte ich. Mein Gott, an wen und was erinnerte sie mich nur?

Da wurde die Thür abermals aufgerissen. Ein General von der Garde stieg ein.

„Ah, „bon jour," meine Gnädigste, bin entzückt, Sie zu sehen — und immer frisch und jugendlich! Sieh da, liebster Wranken! Wie geht's, Wie steht's?"

Mir war, als ob der Blitz vor mir einschlüge!

O Du Grundgütiger. Wranken? — Es lief mir kalt den Rücken hinunter. Jetzt verstand ich meine unbewußten Beklemmungen!

Bei der letzten Station sprang ich wie verfolgt zum Wagen hinaus und legte das letzte Stück Weges zu Fuß zurück.

Ich kann Dir nicht schildern, mit welchen Gefühlen ich später am Grabe meines guten, alten Eberty stand. — Wenn je die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit alles Irdischen mich mit kalter Hand an die Kehle gepackt hielt, so war es in jenen Stunden!

Die alte, dicke Dame, die übellaunig mit dem gleichgiltigen Gatten gezankt und mit dem alten Schnauzbart, dem General, so süß that und mit so viel Vergnügen die ganze Skandal-Chronik der Gesellschaft durchhechelte — war ja Loni Sensberg, meine Jugendliebe gewesen, die wunderbare Loni, die wilde Rose von Sensenstein, die Edeltanne vom Ramberger Forst, die Fee vom Wasserfall, wie wir sie nannten. Und um ihretwillen war Todfeindschaft zwischen Brüdern und Haß zwischen Freunden entstanden!

O Jugend! Wie ist Deine Thorheit so groß und so süß!

Wie deutlich tauchte aus dem Nebel der Vergangenheit jene Nacht vor mir auf, eine Ballnacht auf Schloß Sensenstein. Alle bösen Geister trieben ihren Spuk um und in den alten Mauern, es wetterte und rauschte und brauste in den Lüften von Sturm und Hagel, im Hochwald splitterten die Tannen und der Sturzbach riß Brücken und Wehr fort.

Mein Leben habe ich riskirt, um den Fluß zu passiren und den Sensenstein zu erreichen. Ich stand in einer entfernten Garnison; wer diesseits des Flusses wohnte, hatte es bequemer.

In dem alten Schloß war Licht und Leben eine glänzende Gesellschaft und schmetternde Tanzmusik.

Die dicke Dame mit dem Doppelkinn, die mir heute gegenübergesessen, war damals eine schlanke Sylphe mit rosigen Gliedern im weißen Spitzenkleidchen, eine Blumenkrone im goldbraunen Haar.

Ihre dunklen Zauberaugen besaßen die Macht, krank zu machen und wieder gesund und an jenem Abend gab es viele Schwerverwundete und Todtkranke.

Zwei Brüder, Odo und Albrecht von Zinken, wurden Todtfeinde um des ersten Walzers willen, den sie aus Versehen Beiden versprochen, und mein Freund Kunkelberg und ich hatten tags darauf einen Kugelwechsel auf Abfuhr, um dieser Zauberaugen willen.

Ich glaubte, ich sei der Bevorzugte und er glaubte dasselbe von sich. In solchem Falle ist immer Einer zu viel auf der Welt.

Ich war so wahnsinnig glücklich gewesen an ihrer Seite, in der Quadrille, wie konnte ich es ertragen, daß er ebenso glücklich gewesen sein sollte in der Francaise?

Ich schoß ihn in die rechte Hand, machte ihn kampfunfähig und kam ein Jahr auf Festung.

Als ich begnadigt wurde, hatte bereits ein Dritter die Rose von Sensenstein gebrochen und entführt, der semmelblonde Wranken, den wir schon in jungen Jahren die „alte Semmel" nannten.

Aber er war vom ältesten Blaublut und hatte Anwartschaft auf eine glänzende Carriere.

Na, die Hoffnungen dieser Ehe scheinen sich ja auf's Schönste erfüllt zu haben, wie ich heute zu beobachten Gelegenheit hatte.

Ich kann Dir nicht sagen, Karachen, wie mir zu Muthe war bei dem Gedanken, daß ich den zwei Centnern Weiblichkeit mit den Hängebacken und den Säcken unter den Augen meinen besten Freund geopfert!

Ja, ja, das war ein rechter Unglückstag, der mich um die Illusion meiner schönsten Jugenderinnerung gebracht hat!"

In diesem Augenblick kam Molli mit heißgerötheten Wangen hereingelaufen und warf sich Kara zu Füßen auf dem Eisbärenfell.

„Kara, er hat mich besiegt! Er ist eben gegangen, um mit Papa zu sprechen."

Die Schwestern umarmten sich halb lachend, halb weinend.

„Da haben wir's!" sagte Onkel Meusewitz trocken. Es lag mir in den Gliedern, daß noch etwas kommen mußte! Na, Kinder, da das Unglück doch einmal geschehen ist, laßt wenigstens mich die Verlobungsbowle nach dem alten Rezept brauen, um diesen bösen Tag mit einem guten Trunk beschließen zu können!"

Auf brennendem Schiff.

Nach langer, bewegter Fahrt war die „Irene," einer der schönsten Dampfer der Kingsin-Linie, die vierzehntägig mit großen stets voll beladenen Schiffen den Verkehr zwischen Hamburg und Japan vermittelt, am 29. November 1894 auf der Rhede von Yokohoma vor Anker gegangen.

Während ich, freudig bewegt, am Ziel der Reise angelangt zu sein, das prächtige Panorama mit dem gewaltigen Kegel des Fuji im Hintergrunde betrachtete, erhob sich an Bord die gewohnte lärmende Geschäftigkeit, die beim Eintreffen eines großen Dampfers, der hauptsächlich Frachtzwecken dient, im Orient unvermeidlich ist. Ohne Säumen ging es an das Ausladen der Güter, die wir von Europa wohlbehalten herübergebracht oder an der indischen und chinesischen Küste übernommen hatten.

So verliefen die Tage bis zum 2. Dezember.

Trübes regnerisches Wetter hinderte Morgens den geplanten Ausflug, dafür war das Bild an Bord sehenswerth genug. Das Rollen der Krähne, das zischende Ausströmen des Dampfes an den „Winschen," das Schreien der Kulis, die Kommandorufe der Europäer vereinten sich zu einem ununterbrochenen betäubenden Lärm; da plötzlich wurde Alles übertönt von dem Rufe: Feuer im Schiff.

Alles stürzte nach dem Vorderdeck zu, wo aus der Oeffnung (Luke) des ersten Laderaums eine kleine weißliche Rauchwolke aufstieg. In wenigen Sekunden war sie in eine gewaltige blaue Flammensäule verwandelt, die die ganze Breite des Schiffes einnahm und haushoch zum Himmel aufloderte. Sie leckte nach den Raaen, die Segel lohten hoch auf, die Flamme riesengroß verlängernd. Gleichzeitig ertönte ein dumpfer Knall, während das Schiff von Grund auf erschüttert wurde.

In dem Laderaum, in dem das Feuer ausbrach, waren Hunderte Sack Salpeter zusammen gestapelt. Sie hatten sich, wie die japanischen Kulis, die im Raume mit Abladen beschäftigt waren, später erzählten, beim Lüften eines Sackes selbst entzündet.

Jeder Sack explodirte, jede Explosion ließ das Schiff erzittern und die gewaltige Flamme höher auflohen. In rasender Eile waren die Kulis aus den Luken herausgeklettert, ihr Glück war, daß noch wenig Ladung heraus war und sie rasch genug nach oben kommen konnten. Vorn war die Mannschaft in ihren Kammern an der Back durch das Feuer von dem übrigen Schiffe völlig abgeschnitten. Die Matrosen und die (chinesischen) Heizer konnten nur durch eiliges Abspringen oder Hinabklettern an der Ankerkette ihr Leben retten. Unten wurden sie von den bereitliegenden Ladungsfähnen aufgenommen. Rauchwolken verfinsterten bald die Luft über dem Flammenmeer und die schauerlichen Töne des in Thätigkeit gesetzten Nebelhorns übertönten die Explosionen. Die Gluth ergriff im Laderaum die tiefer gestapelten Fässer mit Nägeln und Stahl und schmolz sie zusammen, daß sie zu stachlichten Klumpen geballt bei den Explosionen in die Höhe geschleudert wurden. Sie fielen meist zerstörend und zertrümmernd vor uns nieder, viele flogen auch weiter hinaus in's Meer bis auf benachbarte Dampfer.

Von allen Seiten waren kleine Boote und Dampfer herbeigeeilt, durch Flaggensignale erbeten, durch das großartige Schauspiel angelockt. Sie brachten zum Theil die erwünschte Hilfe. Wohl wurde an Bord in fieberhafter Thätigkeit gearbeitet, wohl suchte Jeder nach Kräften zu helfen, aber ohne fremde Hilfe wäre Alles vergeblich gewesen. Deutsche, japanische, amerikanische Handelsschiffe sandten Mannschaft und Spritzen, die energisch eingriffen; die thatkräftigste und erfolgreichste Hilfe kam aber von dem russischen Kreuzer „Rynda," der gegen 50 Mann mit zwei Spritzen anrücken ließ. Die russischen Garde-Marinesoldaten arbeiteten, der Gefahr nicht achtend, als ob es ihr Leben gelte. Es war bewundernswerth, wie die rauchgeschwärzten Blaujacken sich dicht an den Feuer speienden Abgrund wagten und wie sie nach dem Brande trotz der angestrengten Arbeit in ausgezeichneter Haltung abrückten. Wohl lagen noch andere kleine Kriegsschiffe im Hafen und in einer englischen Zeitung hieß es nachher, das englische Kanonenboot hätte seine Hilfe angeboten, bei uns an Bord hat aber Niemand etwas Derartiges bemerkt.

Ganz ernsthaft wurde, als das Feuer fortschritt, erzählt, von der „Rynda" aus solle ein Loch in den Schiffsleib geschossen werden, um dem Wasser rascher Zutritt zum Feuerherd zu verschaffen, doch man begnügte sich, Ströme Wassers durch allerlei Spritzen in das Schiff zu ergießen. Trotz alledem hatte die Schott (stählerne Wand) zwischen erstem und zweitem Laderaum der Gluth nachgegeben, der Feuerherd hatte sich vergrößert, die Hitze, die giftigen Salpeterdämpfe schienen unerträglich. Da trat noch ein Ereigniß ein, das alle Thätigkeit lähmte, Aller Aufmerksamkeit fesselte. Der mächtige stählerne Mast des Vorderschiffes wankte. Er war unten am Schiffsboden glühend geworden und verlor seinen Halt. Fiel er auf das Mittelschiff, unsere Kammern, den Maschinenraum zertrümmernd, so gab er dem Feuer leichten Weg zu den hinteren Laderäumen, wo einige 100 Säcke mit Salpeter und dem gefährlicheren chlorsauren Kali lagerten, abgesehen von der dann drohenden Explosion der Schiffskessel. Nach bangen Minuten sank der hohle Mast unten winklig sich abknickend gegen sechs Fuß in sich selbst zusammen. Wir athmeten auf. Jetzt schien der Höhepunkt überschritten. Es war den kleinen Dampfern inzwischen gelungen, das Schiff so zu drehen, daß der Wind das Feuer vom Schiffe abtrieb, die Gefahr so erheblich verringernd. Die Schott zwischen zweitem Laderaum und Maschinenraum hielt Stand. Es gelang, reichlich Wasser in die beiden Vorderräume zu bringen, zumal von außen durch die Löcher, die die Explosionen gesprengt hatten, Wasserströme eindrangen. Die Vorderräume füllten sich sichtlich, die Flammen nahmen ab, das grausig schöne Schauspiel näherte sich gegen Abend dem Ende. Vorn stand das Schiff bald auf Grund, während das Hinterschiff hoch aus dem Wasser ragte, daß die Schiffsschraube frei in der Luft stand.

Eine Arbeit von Tagen war es dann noch, die Räume vollzufüllen, um jede Gefahr des Wiederaufflammens zu beseitigen, eine Arbeit von Wochen, sie zu leeren. Bald konnte man übersehen, was das Feuer angerichtet hatte. Alles Holzwerk, die Hebebäume an Deck, der hölzerne Deckbelag und die Verzierungen waren verbrannt und verkohlt, die stählernen Schiffswände, das stählerne Deck selbst ausgeglüht, verbogen, verbeult; die Ventilatoren, die Heizungsröhren, die eisernen Stangen und das Beiwerk waren eingeknickt und zusammengedrückt, lagen und hingen wirr durcheinander. Den betrübendsten Anblick für einen Seemann bot der rußige Mast, an dem die verkohlten Raaen, die stählernen Leitern und Trossen, die ihn in seiner Lage erhalten, denen er wieder Stütze war, traurig herabhingen.

Verlust an Menschenleben hatten wir nicht zu beklagen. Alle japanischen Kulis, unsere Matrosen und (chinesischen) Heizer konnten sich rasch genug retten, allerdings verloren die letzteren Beiden all' ihr Hab und Gut. Hier griff rasch kräftige Hilfe ein. Sammlungen auf dem Schiffe und bei der europäischen Kolonie sorgten für Barmittel, vor Allem der Deutsche Klub in Yokohoma; noch am selben Tage war auch reichlich Kleidung angesammelt. Die Spender würden ob der Verwendung zum Theil doch den Kopf geschüttelt haben. So sah ich nach einigen Tagen im Salon des Hinterdecks, den die Mannschaft mit den leeren Passagierkabinen bewohnte, einen chinesischen Oberheizer vor dem Spiegel stehen, in dem er sich wohlgefällig lächelnd bewunderte. Zu hohen Stulpstiefeln, eng anliegenden gelben Reithosen trug er langen schwarzen Gehrock und die blendend weiße Leibwäsche wurde, da der Kragen fehlte, von einer rothen Kravatte gekrönt.

Offenbar sehr erbaut von dem Gesammteindruck legte der Eitle noch den wohlgeflochtenen Zopf harmonisch dazu über die Schulter.

Die großen Annehmlichkeiten, die der Aufenthalt im schönen Japan hat (Neujahrsfest und Siegesfeste, * Feier des Falls von Port Arthur fielen in die Zeit) ließen es uns bedauern, daß wir scheiden mußten, da die Regierung die Docks in Yokosuka ihren Kriegsschiffen reservirte. In aller Eile wurden dann die ausgebrannten Räume durch Zimmermann und Maurer einigermaßen seetüchtig gemacht. Massive Holzbalken, stählerne Stangen und Ketten gaben als großes Gerüst den Wänden Halt. Von außen suchten Taucher die Stellen der Lecke und von innen wurden starke Zementmauern davor ausgeführt.

Günstiger Wind erleichterte die Fahrt. Nur eine Nacht und einen Tag hatten wir das Gefühl der Gefahr. Wir kamen in die Nachwehen eines Taifuns, das leere, hoch aus dem Wasser ragende Schiff wurde von Wind und See auf die Seite geschleudert, daß es klatschend auffiel, um langsam sich erhebend ebenso auf die andere Seite geschleudert zu werden. An die abenteuerlichsten Geschichten erinnerte es mich, als die sonst so solide feststehenden Gläser und Flaschen der Schiffsapotheke, die Bücher und Wasserflaschen in meiner Kabine die gewohnten Schranken sprengten, durch die Luft flogen und überall anprallend einen Höllenspektakel vollführten. Durch Gegenwind, durch gegen uns laufende See wurde das Wrack nicht auf die Probe gestellt und so langten wir nach rascher Fahrt wohlbehalten in Hongkong an.

Dort ging das Schiff in die mächtigen Docks von Kowloon, seine Schäden heilen zu lassen. Fünf Monate dauerte die Arbeit, bis das Schiff in der früheren Schönheit den Hafen verließ, um seinen hoffentlich nicht wieder gestörten Wechsellauf anzutreten.

Dr. Spiro.

Das rettende Bildniß.

Historische Novelette von P. Delay.

Als im Winter 1792 Dumouriez an der Spitze des französischen Revolutionsheeres sich in der Nähe von Aja der holländischen Flotte, die vom Eise festgehalten worden war, bemächtigt hatte, zog er in Amsterdam ein und schlug hier sein Hauptquartier auf.

Amsterdam war schon damals eine fröhliche Stadt und hatte eine große Anzahl reicher Bürger, welche nur die Gelegenheit suchten, sich auf jede Weise zu unterhalten, und in der Veranstaltung von Bällen, Festlichkeiten und sonstigen Vergnügungen wetteiferten. Bekanntlich sind in Holland, wie überhaupt in einem großen Theile der nordeuropäischen Länder, die Konditoreien der Sammelpunkt der besseren Gesellschaft, und es gehört zum guten Ton, sich hier alltäglich zusammenzufinden.

Unter den Konditoreien Amsterdams war die eines Franzosen mit Namen Rameau ganz besonders besucht, nicht allein wegen der Güte seiner Waare und seiner Höflichkeit, sondern auch wegen der hübschen Kellnerinnen, die er in seinem Dienste hatte.

Die Ankunft des Revolutionsheeres that dem fröhlichen Leben keinerlei Abbruch, denn die französischen Offiziere hatten nicht weniger Verständniß für die gutbesetzte Tafel und angenehme Gesellschaft. Bälle und Festlichkeiten wiederholten sich in der Konditorei in immer schnellerer Folge, und die einzige Veränderung war die, daß die Zahl der Theilnehmer eine größere war.

Unter den Kellnerinnen Rameaus zeichneten sich besonders zwei durch außergewöhnliche Schönheit aus. Die eine war groß, hatte dunkelbraunes Haar, schwarze Augen, einen sammetähnlichen Teint und war, wie man sagt, etwas ungebunden; die andere, vor Kurzem erst eingetreten, war blond, mit blauen Augen und einem außerordentlich zarten Gesicht, aber im Gegentheil zu jener ausnehmend schüchtern. Unter den die Konditorei besuchenden Franzosen entspann sich bald eine lebhafte Unterhaltung über die Schönheit der beiden Mädchen. Jede hatte ihre begeisterte Verehrer, und bei der Heißblütigkeit der Franzosen würde die immer lebhafter gewordene Diskussion schließlich in einen Streit ausgeartet sein, wenn nicht, gerade zu rechter Zeit der Zapfenstreich geschlagen worden wäre. Als die Offiziere das Lokal verlassen hatten, trat eine Schaar Studenten von der Akademie der schönen Künste ein; sie nahmen auf den leer gewordenen Sitzen Platz und erkundigten sich nach der Ursache des Streites.

„Potz Tausend!" sagte jovial einer der Jünglinge, der von den andern durch sein struppiges Haar und den ungepflegten Bart besonders abstach, „ich scheue mich nicht, offen zu erklären, daß ich, trotzdem ich Else's Schönheit anerkenne, Margarethen entschieden den Vorzug gebe."

Margarethe war die Blonde, die jetzt tief erröthete.

„Margarethe," fuhr jener fort, „Du bist für mich der Typus der idealen Schönheit, und wenn Du mir eine große Freude machen willst, mußt Du mir erlauben, Dein Bild zu malen."

„O, mein Herr," erwiderte sie schüchtern. —

„Je, Dein Bild! Das verpflichtet Dich zu nichts; ich werd auch zwei machen, Du kannst Dir dann eins auswählen, und das andere behalte ich."

Das Mädchen erröthete immer mehr und antwortete nichts. Endlich legte sich Rameau in's Mittel, um den Studenten, die seine treuen Kunden waren, entgegenzukommen.

„Nimm es doch an, Margarethe!" sagte er. „Es muß Dir doch selbst Vergnügen machen, Dein Bild zu haben von Künstlerhand gemalt."

„Aber was wird mein Bräutigam sagen?" erwiderte das Mädchen.

Margarethe war seit einem halben Jahre verlobt, und ihr Bräutigam war der eifersüchtigste Mensch von der Welt.

„Dein Bräutigam wird gar nichts sagen," entgegnete Rameau; „im Uebrigen nehme ich die ganze Verantwortung auf mich."

„Wohlan!" versetzte heiter der junge Maler; „wenn Rameau für Dich einsteht, hast Du nichts zu befürchten." — Dann gab er ihr ein Glas in die Hand, nahm ein Stück Papier und begann das Mädchen in anmuthigster Stellung zu malen.

Aber bald wurde er in seiner Arbeit durch eine lärmende Stimme unterbrochen. Es war der Bräutigam, der unverhofft eintrat.

„Ich habe Dir ein für allemal verboten, mit diesen jungen Leuten zu sprechen!" schrie er.

„Mein Herr," sagte der Maler, um ihm die Sache aufzuklären.

„Mein Herr," erwiderte der Andere in trotzigem Tone, „wenn Sie kein Feigling sind, werden Sie wissen, was Sie zu thun haben."

„Aber mein Herr", mischte sich einerseits der Wirth dazwischen.

„Sie sind ein Elender, wenn Sie derartiges in Ihrem Hause dulden!"

„Ach, das ist zu viel!" rief Margarethe, beleidigt durch den lächerlichen Zorn ihres Bräutigams, „ich habe selbst mein Portrait verlangt, und es wird gemacht werden, magst Du es wollen oder nicht!"

„Gut, wenn es so ist," entgegnete der Bräutigam gereizt, „wenn Du nicht weißt, was sich gehört und Dich Deiner Handlungsweise nicht schämst — adieu! — Nunmehr ist mir das Leben unerträglich. Da meine Liebe verschmäht wird, habe ich keine Hoffnung mehr und auch keinen Grund, mich länger zu verstellen. So wisset denn, ihr Alle, daß ich der Graf von Raden bin, im Dienste Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich."

Nach diesen Worten stürzte er von dannen. Das Mädchen brach in Thränen aus, und die Studenten sahen sich einander verwundert an.

„Der Unglückliche," rief Margarethe schluchzend aus, „er wird verhaftet und erschossen werden."

In der That hatte er kaum die Straße betreten, als zwei Spione, von denen die Stadt voll war, ihn anhielten und nach dem Hauptquartier der Franzosen führten.

Bei dem Revolutionsheere wurde kurzer Prozeß gemacht. In wenigen Minuten war er, da seine Persönlichkeit festgestellt war, zum Tode verurtheilt und sollte am folgenden Morgen erschossen werden.

Um auf die Bevölkerung Eindruck zu machen, befahl Dumouriez, daß die Exekution mit großem Pomp stattfinden sollte. Die Truppen waren in Parade aufgestellt, während er selbst, umgeben von seinem Stabe, wenige Meter entfernt vom Exekutions-Peloton hielt. Der Verurtheilte wurde herbeigeführt, bleich, aber festen Schrittes. Da ertönte der Ruf: „Halt, halt, ich will den General sprechen." Und der junge Maler vom Tage vorher machte sich, einen großen Karton in der Hand, Platz durch die aufgestellten Soldaten, warf sich Dumouriez zu Füßen und bat um Gnade für den Grafen. Er erzählte in rührenden Worten die Geschichte jener Liebe, die der einzige Grund war, weshalb der Graf in die Hände der Feinde gerathen war, die Verzweiflung des Mädchen, und wußte seine Worte so schön auszuschmücken, daß Dumouriez gerührt wurde. Um ihn ganz zu gewinnen, zeigte er ihm das Bild Margarethens, das er am Abend vorher skizzirt und während der Nacht vollendet hatte.

„General," fuhr er fort, „geben Sie Ihren Gefangenen Margarethen zurück; sie wird Ihnen dafür ihr Bild geben, und Sie werden bei diesem Tausche nichts verlieren."

„Wenn das Original ebenso schön ist wie das Bild", sagte Dumouriez, „will ich Gnade walten lassen."

Der Maler gab nun ein Zeichen, und das schöne Mädchen wurde vor den General geführt; ihre Augen zerflossen in Thränen.

„Nun, weinen Sie nicht mehr, mein schönes Kind," redete sie Dumouriez an, „wir alle werden Ihrer Hochzeit beiwohnen."

Und diese fand in der That eine Woche später statt, nachdem sich der Graf auf Ehrenwort verpflichtet hatte, die Waffen nicht wieder gegen Frankreich zu ergreifen. Es war eine äußerst glänzende Hochzeit, an der Dumouriez und seine sämmtlichen Offiziere theilnahmen.

Gute Gedanken.

Es giebt eine Menge kleiner Unarten und Rücksichtslosigkeiten, die an und für sich nichts bedeuten, aber furchtbar sind als Kennzeichen der Beschaffenheit einer Seele.

* * *

Wenn die Großmuth vollkommen sein soll, muß sie eine kleine Dosis Leichtsinn enthalten.

* * *

Es gehört immer etwas guter Wille dazu, selbst das Einfachste zu begreifen, selbst das Klarste zu verstehen.

* * *

Gemeinverständlich, das heißt: auch den Gemeinen verständlich, und heißt überdies nicht selten: den Nicht-Gemeinen ungenießbar.

* * *

Die Gedankenlosigkeit hat mehr ehrliche Namen zu Grunde gerichtet als die Bosheit.

Marie v. Ebner-Eschenbach

Ein schönes Wort
Gilt hier und dort,
Ein gutes Wort
An jedem Ort;
Ein wahres Wort
Pflanzt sich allmählich fort und fort.

Feuchtersleben.